



"Glaube, Hoffnung, Liebe"

Bericht von der Landessynode in Bad Reichenhall von Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm.

Liebe Schwestern und Brüder,

ich bin der Synodalpräsidentin sehr dankbar, dass sie in ihrer Eröffnungsansprache für eine Perspektive der Hoffnung geworben hat. Und ich bin auch dankbar dafür, dass es junge Leute waren, die uns heute als Botschafterinnen und Botschafter der Hoffnung vorgestellt worden sind. Diese Schwerpunktsetzung hat mir einmal mehr gezeigt, wie sehr wir in den unterschiedlichen kirchenleitenden Organen an einem Strang ziehen. Das zur Hälfte der Synodalperiode sagen zu können, macht mich froh.

Und ich beginne meinen Bericht auf dieser Synode deswegen mit einem herzlichen Dank. Dass Sie alle sich für unsere Kirche engagieren, ist ein großer Segen. Für viele Menschen heute gehört Zeit zu den kostbarsten Dingen, die sie im Leben haben. Und deswegen ist es ein großes Geschenk, das Sie uns jedes Mal machen, wenn sich die Synode zu ihrer Tagung versammelt. Die Hauptamtlichen, deren Arbeit zu Hause in dieser Zeit liegenbleibt, und natürlich vor allem auch die Ehrenamtlichen. Ich weiß, dass Viele ihren Privaturlaub für diese Tage nehmen. Ich kann nur meine Hochachtung für all dieses Engagement zum Ausdruck bringen. Und deswegen war es mir eine besondere Freude, dass ich Ihnen allen – stellvertretend für unsere Kirche – noch vor dem offiziellen Erscheinungstermin ein Exemplar der neuen Luther-Bibel 2017 schicken konnte. Ich habe mich über die vielen dankbaren Reaktionen darauf sehr gefreut. Wenn Sie gemerkt haben, dass dieses symbolische Zeichen dem tief empfundenen Dank für Ihr Engagement Ausdruck geben sollte, dann ist es ins Ziel gekommen.

Die neue Luther-Bibel ist ein Phänomen. Sie stößt an vielen Orten auf Begeisterung. Dieses alte Buch. Dieses so kostbare Buch. Dieses in so vieler Hinsicht lebensspendende Buch. Schon bei den Berichten, die die 70 Bibel-Wissenschaftlerinnen und -wissenschaftler über ihre Arbeit an der Revision gegeben haben, hat man eine große Liebe zu diesem Buch spüren können. Bei den Synoden, bei denen im Vorfeld über die Arbeit an der neuen Lutherbibel informiert wurde, spürte man selbst bei komplizierten bibelwissenschaftlichen Erläuterungen gebannte Aufmerksamkeit. Und als wir die neue Lutherbibel 2017 am 30. Oktober in einem ZDF-Gottesdienst in Eisenach den Gemeinden übergeben haben, habe ich nach dem Gottesdienst beim Abschied am Ausgang mit Menschen gesprochen, die Freudentränen in den Augen hatten. Freudentränen über die neue Luther-Bibel. Schon beim Andruck der ersten Exemplare in der Druckerei in Nördlingen – ja, die neue Lutherbibel wird in Bayern gedruckt! – habe ich freudige Aufregung spüren können. Hier ist der Bogen, den ich damals am 9. Juni aus der Druckmaschine gezogen habe.

Inzwischen sind schon 180 000 Exemplare der 14 verschiedenen Ausgaben der Lutherbibel verkauft. Besonders gefragt ist die Jubiläumsausgabe mit Sonderseiten zu Luther als Reformator und zu seiner Bibelübersetzung. Dieser mit der Buchmesse einsetzende Run hat die Planungen der Deutschen Bibelgesellschaft und die Vorbestellungen des Buchhandels so stark übertroffen, dass die erste Auflage der Jubiläumsbibel sofort vergriffen war. Gegenwärtig werden 100.000 Exemplare nachgedruckt und sind Anfang Dezember, rechtzeitig für den Weihnachtseinkauf, wieder zu haben.

Die Begeisterung über die neue Lutherbibel und das große mediale Echo darauf sind für mich ein Zeichen dafür, dass Menschen sich nach Kraft- und Orientierungsquellen sehnen. Wolfgang Schäuble hat diese Beobachtung Anfang des Monats in seinem Grußwort vor der EKD-Synode in Magdeburg auf den Punkt gebracht: „Es wächst in diesen Tagen die Aufnahmebereitschaft für Luther – und das scheint auch nötig!“

Ja, Orientierung ist nötig. Denn wir leben in aufgewühlten Zeiten. In Zeiten der Unsicherheit. In Zeiten der Polarisierung. In Zeiten der Spaltung. Die heftigen Gefühlsausschläge angesichts der jüngsten Wahlentscheidungen, allen voran der Sieg Donald Trumps im amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf, sind Ausdruck einer zunehmenden Dünnhäutigkeit unseres öffentlichen Bewusstseins. Auf der einen Seite machen sich Menschen Sorgen um die Zukunft angesichts großer Umwälzungen in der globalisierten Welt und vieler geflüchteter Menschen, die hier integriert werden müssen. Und auf der anderen Seite sind viele in Sorge wegen der politischen Instrumentalisierung eben dieser Ängste, und weil das Gespenst des Nationalismus, das wir in Deutschland überwunden geglaubt hatten, wieder auflebt.

In dieser Situation nimmt die Polarisierung zu. Es wird rücksichtslos zugespitzt. Fakten werden einfach ignoriert. Und manche können nur noch in Kategorien von Kampf und Kapitulation denken. Die nervöse Stimmung, die sich auch hierzulande auszubreiten droht, habe ich bei der ökumenischen Pilgerreise nach Jerusalem in einer Weise erlebt, die ich mir vorher nicht vorstellen konnte. Es ist traurig, wenn die Situation zwischen den Religionen so angespannt und aufgeheizt ist, dass schon das Tragen eines christlichen Kreuzes als pure Machtdemonstration verstanden wird und Zwietracht sät, anstatt als das verstanden zu werden, was es ist: ein Symbol der Versöhnung. Wir haben das erlebt, als wir am Sukkot-Fest den muslimischen Felsendom und die jüdische Klagemauer in Jerusalem besucht haben. Die besondere Konstellation an diesem Tag hatte die Konsequenz, dass wir am Ende nur noch zwischen zwei Optionen wählen konnten, die sich beide negativ auswirken.

Durch diese Erfahrung ist mir einmal mehr klar geworden: Was wir brauchen, ist ein Dialog, in dem das authentische Glaubenszeugnis der jeweiligen Religionen nicht als Bedrohung empfunden wird, sondern als Grundlage für das wertschätzende gegenseitige Gespräch. Das Kreuz ist das Symbol der Selbstentäußerung Gottes in Jesus Christus. Es ist das Zeichen, unter dem wir voller Gottvertrauen leben und sterben. Deswegen eignet es sich nicht, um damit eigene Macht und Position zu demonstrieren. Bekennermut ist etwas anderes. Gerade im interreligiösen Dialog ist die Einsicht von zentraler Bedeutung, dass Klarheit im Zeugnis und Demut im Auftreten nicht nur kein Widerspruch sind, sondern zusammengehören. Genau in diesem Geist wollen wir den interreligiösen Dialog führen.

Warum die Bibel so wichtig ist

Wenn wir im Dialog mit Orientierung suchenden Menschen Stellung beziehen, dann müssen wir wissen, woher wir kommen. Deswegen ist die Bibel so wichtig. Denn die Bibel ist die Grundlage für unser Verständnis von Gott und für unser Verständnis der Welt. Gottes Geschichte mit den Menschen, wie sie in den Schriften des Alten und Neuen Testaments aufgeschrieben ist, wird zu

unserer eigenen Geschichte. Und das ist entscheidend. Denn es prägt unsere Sicht auf die Wirklichkeit.

Es gibt keine objektive Wirklichkeit. Es gibt immer nur gedeutete Wirklichkeit. Deswegen ist die Frage für ein Land zentral, welche Geschichten sein kulturelles Gedächtnis prägen. Wie wir die Welt sehen, hängt nicht nur von den Bildern ab, die wir sehen, nicht nur von den Nachrichten, die wir hören. Es hängt immer auch ab von dem Deutungshorizont, in dem wir das alles wahrnehmen. Es ist deswegen für ein Land von zentraler Bedeutung, in welchem Deutungshorizont die Menschen das sehen, was ihnen an Ereignissen begegnet.

Vor zwei Jahren haben wir des Beginns des Ersten Weltkrieges gedacht. Erst bei einem Treffen zu diesem Thema mit unserer österreichischen und ungarischen Partnerkirche habe ich verstanden, wie völlig unterschiedlich dieser Krieg im kulturellen Gedächtnis der jeweiligen Länder verwurzelt ist. Es ist entscheidend, ob wir eine Niederlage als Schmach für die Nation sehen oder ob wir sie als Befreiung von einem System verstehen, das es zu überwinden gilt. Wie wir es sehen, hängt von den Geschichten und Texten ab, von denen her wie unsere eigene Geschichte lesen. Ich habe mich gefreut, dass die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) eine gemeinsame Stellungnahme zum 1. Weltkrieg zustande gebracht hat. Und als Rat der EKD haben wir diese Erklärung dann übernommen.

Warum erzähle ich das? Weil es unsere gemeinsame biblische Deutungsperspektive, unser gemeinsames „Narrativ“, wie die Kulturwissenschaftler sagen würden, gewesen ist, der uns trotz unserer unterschiedlichen nationalen Perspektiven zusammenbringt. Ein Beispiel dafür, wie wichtig die Bibel nicht nur im persönlichen, sondern auch im öffentlichen Leben ist!

Als Land, ja als Kontinent Europa, müssen wir uns über die prägenden Geschichten neu verständigen, die uns tragen. Nach wie vor spielen dabei religiöse Traditionen, und hier wiederum die christliche Tradition, eine zentrale Rolle. Die inneren Kraftquellen einer Gesellschaft würden versiegen, wenn wir Pluralismus so missverstehen würden, dass solche prägenden Geschichten und Texte, wie wir sie in der Bibel finden, in den Bereich des Privaten verbannt würden. Im Gegenteil: wir brauchen sie dringend auch für den öffentlichen Raum.

Von Recht und Gerechtigkeit ist da die Rede, vom Umgang mit dem Feind, von Krankheit und Sterben, von Schuld und Vergebung, von Hoffnung und Zuversicht. Gerade jetzt sind unsere biblischen Geschichten von hoher Relevanz für die Frage, ob unser Land – unabhängig von der Menge seiner materiellen Ressourcen – innerlich aus der Knappheit lebt oder aus der Fülle.

Natürlich müssen die biblischen Texte immer auf dem Hintergrund ihres historischen Kontextes verstanden werden. Und wenn wir heute die biblischen Texte lesen, lesen wir sie immer im Lichte unserer eigenen Erfahrungen. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass die Bibel kein Steinbruch ist, aus dem jeder sich die Texte heraushauen kann, die ins eigene Konzept passen. Sondern die Bibel enthält prägende Grundkonstanten, die nicht dem Wechsel der Zeiten unterworfen sind. Für uns Christen gilt das als zentrales Auslegungskriterium, was Martin Luther so bezeichnet hat: "was Christum treibt". Wir lesen die biblischen Texte vom Zentrum unseres Glaubens, von Jesus Christus, her. Deswegen haben die Speisevorschriften des Alten Testaments oder die Aufforderung des Paulus an die Frauen, in der Gemeinde zu schweigen, nicht die gleiche Bedeutung wie die neue Auslegung des Gesetzes in der Bergpredigt Jesu. Und die vereinzelt biblischen Stellen, die sich zur Homosexualität äußern, haben auch nicht die gleiche Dignität wie das Doppelgebot der Liebe oder die Goldene Regel: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch.“ (Mt 7,12). Von beidem sagt Jesus: Das ist das Gesetz und die Propheten, also die Zusammenfassung aller biblischen Ethik. Um die richtige Auslegung der Bibel zu ringen bleibt uns als Kirche nicht erspart. Es ist und bleibt anspruchsvoll, die Bibel angemessen auszulegen. Aus den unterschiedlichen Auslegungen aber zu schließen, dass ihr Inhalt beliebig sei, wäre die falsche Schlussfolgerung.

Anhand einiger Beispiele will ich zeigen, wie bleibend relevant die Bibel ist:

„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln...“ Ach könnten wir als Christenmenschen, aber noch mehr, wir als ganzes Land, doch aus dieser Gewissheit leben! Wir könnten das Mangelgefühl hinter uns lassen. Wir würden die Angst überwinden, zu kurz zu kommen. Wir würden Vertrauen haben, dass genug für alle da ist.

Damit das nicht als billige Vertröstung derer missbraucht wird, die um Gerechtigkeit kämpfen, ist es wichtig, von Gottes Option für die Armen zu erzählen, die die Bibel in ganz unterschiedlichen Traditionen durchzieht. Der Prophet Jeremia wendet sich mit eindringlichen Worten an den König als obersten Repräsentanten der Politik: „Hat dein Vater nicht auch gegessen und getrunken und hielt dennoch auf Recht und Gerechtigkeit, und es ging ihm gut? Er half dem Elenden und Armen zum Recht, und es ging ihm gut. Heißt dies nicht, mich recht erkennen?, spricht der HERR“ (Jer 22,15f). Das Eintreten für die Armen findet im Neuen Testament seinen unüberbietbaren Ausdruck, indem Christus selbst sich mit den Hungrigen, den Durstigen, den Nackten, den Kranken, den Gefangenen und den Fremden identifiziert: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40).

Das Thema soziale Gerechtigkeit ist nicht nur ein politisches Thema. Wer die eindringlichen Worte der Bibel zum Schutz der Schwachen hört, versteht, dass es auch ein geistliches Thema ist.

„Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, auf dass ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte“ (Mt 5,44f). Was für ein Satz! Gerade in seiner Zumutung ein wunderbarer Satz! In einer Welt, in der die Hass- und Misstrauensspirale sich immer mehr nach oben dreht, unterbricht er die Dynamik von Attacke und Gegenattacke. Er schärft uns ein, dass auch Menschen, die wir als gefährlich, ja böse empfinden, Geschöpfe Gottes sind und bleiben und daher nie aus Gottes Liebe herausfallen können. Und die Worte Jesu muten uns zu, unsere eigenen Gefühle des Zorns und der Empörung in diesen Horizont zu stellen.

Diese Worte könnten relevanter nicht sein. Haltungen, die Hass und Menschenfeindlichkeit schüren, dürfen, ja müssen wir bekämpfen und verdammen. **Menschen** dürfen wir **nie** bekämpfen und verdammen. Denn Gott lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte. Sätze wie der Satz Jesu über die Feindesliebe sind, ebenso wie so viele andere biblische Sätze, so etwas wie **Halteseile der Humanität**, die unsere Gesellschaft dringend braucht. Sie sind Nährboden für eine Debattenkultur in unserer Gesellschaft, die von gegenseitigen Beschimpfungen und Verdammungen zurückfindet zu einem zivilen und zivilisierten Umgang miteinander. Einem Umgang, der zu unterscheiden vermag zwischen dem Menschen und seinen Aussagen und Haltungen. Der deswegen verlangt, dass wir, auch wenn wir Aussagen und Haltungen des Anderen entschieden zurückweisen, diesem Anderen nie menschliche Achtung und menschlichen Respekt versagen. Ja, die Bibel ist im Deutschland des Reformationsjubiläumjahres auch deswegen wichtig, weil sie uns mit ihren starken Worten zu dieser neuen Kultur des Umgangs miteinander verhelfen kann!

„Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn“ (Röm 8,38f). Nichts kann uns trennen von der Liebe Gottes. Das ist ein **Kraftsatz gegen die Angst**. Selbst die Angst vor dem Tod lässt sich in dem Vertrauen überwinden, dass Gott als die Urkraft des Lebens, auch dann bei uns ist, wenn das irdische Leben zu Ende gegangen ist. Nichts kann uns trennen von der Liebe Gottes. Dieser Satz ist ein kräftiger **Einspruch** gegen alle, die mit der Angst der Menschen spielen oder daraus Kapital zu schlagen versuchen. Und er ist ein großer **Zuspruch** an alle, die sich Sorgen um die Zukunft machen. Rudolf Alexander Schröder greift genau diesen

Gedanken in seinem schönen Abendlied auf: „Abend ward, bald kommt die Nacht. Schlafen geht die Welt. Denn sie weiß, es ist die Wacht über ihr bestellt. Wenn dein Aug ob meinem wacht, wenn dein Trost mir frommt, weiß ich, dass auf gute Nacht guter Morgen kommt.“ Diese Gewissheit umfasst nicht nur die Nacht, sondern auch den Tag!

Dass wir in dem Gefühl leben dürfen, dass in unserem ganzen Leben auf gute Nacht guter Morgen kommt, ist etwas Wunderbares. Und ich wünsche mir, dass wir diese Gewissheit weitergeben. Dass diese Gewissheit sich ausbreitet in einem Land, das verunsichert ist. **Ja, auch deswegen ist die neue Lutherbibel 2017 so wichtig. Sie ist ein Buch gegen die Angst! Und deswegen sollen alle dieses Buch lesen!**

„Wenn der HERR die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Ruhmens sein... Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen guten Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben“ (Ps 126,1-2.5-6). So beschreibt der Psalm 126 die Welt, auf die wir zugehen. Und im Buch der Offenbarung, dem letzten Buch der Bibel, dem „Schaufenster zur Ewigkeit“, heißt es: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen“ (Offb 21,4).

Sätze wie diese sind Medizin für ein Leben aus der Hoffnung. Solche Hoffnung darf ja nicht all die Gewalt und das Leid in der Welt beiseiteschieben oder gar ignorieren. Das wäre billiger Optimismus. Aber darauf zu vertrauen, dass diese Gewalt und dieses Leid nicht das letzte Wort haben, sondern am Ende den Opfern der Geschichte Gerechtigkeit widerfahren wird und die Wunden geheilt sein werden, schützt davor, dass das Mitleiden am Leiden der Welt nicht in Verzweiflung oder gar Zynismus umschlägt. Wir Christen dürfen in der Gewissheit leben, dass diese Welt nicht auf ein dunkles Loch hinführt, sondern auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, in der Schalom, Friede und Gerechtigkeit, herrschen wird. Und deswegen werden wir diese Welt nie aufgeben. Wir werden keinen Menschen aufgeben. Und wir werden die außermenschliche Natur nie aufgeben. Wir werden weiter dafür eintreten, dass der neue Himmel und die neue Erde schon jetzt hineinstrahlen in diese Welt!

Das alles ist so, weil wir aus den Geschichten der Bibel leben. Weil wir die Wirklichkeit im Lichte dieser Geschichten deuten. Weil die Geschichte Gottes mit den Menschen, wie sie in der Bibel aufgeschrieben ist, in unsere eigene Geschichte hineingeschrieben ist.

Wenn Sie diese Worte in meinem heutigen Synodenbericht als große Liebeserklärung an die Bibel verstanden haben, dann haben Sie mich richtig verstanden. Weil die Bibel uns prägt, sind und werden wir als Kirche zu einer großen Gemeinschaft von Glauben, Hoffnung und Liebe.

Das ist die Grundperspektive. Aber was bedeutet das für uns als Kirche heute – im Reformationsjubiläumsjahr 2017?

Die Aktualität der Reformation heute – die Angst überwinden

Wenn wir in diesem Jahr 500 Jahre Reformation begehen, dann sind wir uns bewusst darüber, dass wir in einer anderen Zeit leben als Martin Luther und die anderen Reformatoren. Die Welt ist eine andere, das Machtgefüge und die Sozialstruktur der Gesellschaft sind grundlegend verschieden von der Zeit Martin Luthers. Wenn wir heute allerdings die Angst vieler Menschen sehen, abzurutschen und zu versagen, dann ergibt sich sehr wohl eine Linie aus der Zeit der Reformation. Denn auch damals war es die Angst der Menschen vor dem Unheil, die das Lebensgefühl wesentlich prägte. Es war eine Epoche der Umbrüche und Umstürze, eine Zeit, in der die Menschen den Tod als ständigen Begleiter empfanden. Allerdings erlebten sie diese

Angst vor einem ganz anderen Horizont als heute, als Angst vor dem göttlichen Gericht und vor dem Absturz in die ewigen Qualen einer unerlösten Seele. Luther durchlebte diese Höllenängste und war ihnen im wörtlichen Sinne gnadenlos ausgeliefert. Er fand heraus aus diesen Ängsten, indem er im Spiegel der Heiligen Schrift sein Leben neu verstehen konnte – nicht immer mehr und immer bessere Werke konnten ihn von dieser Angst erlösen, sondern nur Vertrauen, der Glaube allein daran, dass Christus das Heil ist.

Auch heute haben Menschen in unserem Land Angst – etwa vor einem schleichenden sozialen Abstieg. Nur deuten sie das nicht mehr im Horizont des göttlichen Gerichts. Es sind Ängste, gespeist zum Beispiel aus der Erfahrung, dass auch ein Arbeitsplatz keine Gewähr mehr dafür ist, dass das Geld zum Leben reicht. Manche Menschen arbeiten bis zur Erschöpfung und können ihren Kindern noch nicht mal einen Kinobesuch ermöglichen. Und häufig genug zeichnet sich ab, dass sie trotz harter Arbeit und einer großen Lebensleistung keine auskömmliche Rente im Alter zu erwarten haben. Man kann das durchaus auch als Höllenangst verstehen, aber die Hölle ist eine diesseitige, das erschöpfte, unerfüllte, sinnlose und verarmte Leben.

Als Antwort auf diese Situation müssen zum einen die politischen Weichen für die Zukunft so gestellt werden, dass die Fehlentwicklungen überwunden werden, dass soziale Gerechtigkeit wieder einen zentralen Stellenwert bekommt. Zum anderen ist die Antwort, dass wir Menschen helfen, auch in Situationen der Unsicherheit Zuversicht zu gewinnen und ihr Leben gut zu bewältigen.

Deswegen ist der Glaube heute, 500 Jahre nach der Reformation, gerade heute, ein so starkes Angebot für jeden Menschen, der in dieser Situation der Unsicherheit festen Grund unter den Füßen gewinnen will. Menschen – das ist die wichtigste Aufgabe der Kirche – sollen mit Gott in Berührung und in Beziehung kommen können. Unser kirchliches Leben soll Räume eröffnen, in denen Menschen erleben können, dass Christus Heiland ist, Retter, Erlöser.

Wir müssen die Menschen in dem berühren, was ihnen im Innersten wichtig ist. In ihrer Sehnsucht nach Leben, in ihrem Zweifel an sich selbst, in ihrer Sorge um die Zukunft, in ihrem Bedürfnis nach Segen. Es gibt vieles Bewährte, das es gerade deswegen zu bewahren gilt, weil es auch etwas Fremdes, etwas Geheimnisvolles hat. Und gleichzeitig brauchen wir zeitgemäße Formen der Vermittlung des Glaubens, die seine Relevanz für die heutigen Lebenswelten aufschließen. Wir brauchen Glaubensräume, die für Menschen als Orte des Heils erfahrbar sind, als Orte der Heilung, als Quellen der Zuversicht.

Und als Orte der Kommunikation. Ich wünsche mir, dass wir in den Gemeinden nicht das Gleiche abbilden, was wir gegenwärtig so häufig in der Gesellschaft erleben – besonders in den digitalen Welten wie etwa den sozialen Medien. Dass Menschen nur noch mit denen wirklich im Gespräch sind, die im Prinzip das Gleiche denken wie sie selbst. Und sich allzu oft gegenseitig in der Ablehnung oder gar Verachtung der anderen bestärken.

Ich wünsche mir, dass wir als Kirche Gesprächsräume eröffnen, in denen über alles diskutiert werden kann und in denen niemand Angst haben muss, seine Meinungen zu äußern, ohne moralisch abgestempelt zu werden. Die einzige Grenze liegt da, wo die Meinungsäußerungen abgleiten in die Hetze gegenüber anderen und Stimmungsmache gegen Schwächere. Egal welche politischen Optionen Menschen vertreten, egal ob es in der Flüchtlingsfrage um Integration oder um Rückführung geht – für Christen darf dabei das Mitgefühl gegenüber den betroffenen Menschen nicht abgeschaltet werden. Dafür stehen wir ein. In unseren Gemeinden, in unseren diakonischen Einrichtungen. Über unsere konkreten Aktivitäten zur Integration von Geflüchteten werden andere bei dieser Synodentagung informieren. Sie sind Ausdruck einer Empathie, ohne die man unseren christlichen Glauben nicht haben kann. Solche Empathie sollte quer durch die politischen Lager unser Reden und Handeln prägen.

Es macht eben einen Unterschied, ob wir etwa bei Menschen, die nach abgelehntem Asylantrag in ihre Heimatländer zurück müssen, von „Loswerden“ sprechen, so als ob sie Ballast oder gar Abfall wären, oder ob wir mit Empathie über sie reden und uns bewusst sind, welche Härten mit dieser Entscheidung für sie entstehen, auch dann, wenn sie vielleicht nicht zu vermeiden ist.

Wir Christen könnten Vorreiter in unserer Gesellschaft sein für eine Art, miteinander zu diskutieren, die sowohl von inhaltlicher Klarheit als auch von Respekt und Achtung vor jedem Menschen geprägt ist. Lasst uns in dieser Hinsicht die Liebe selbst ausstrahlen, die unser Herr Jesus Christus uns begebenet. Lasst uns darin Licht der Welt und Salz der Erde sein!

Einladende Kirche

Lasst uns den Glauben einladend leben und andere mitnehmen in die Gegenwart Gottes – gerade auch Menschen, die sich in unserem Kirchenjargon überhaupt nicht zuhause fühlen. Ich hoffe, dass wir in der Struktur unserer Kirche so manche Selbstgenügsamkeit überwinden und uns noch mehr in den Dienst der Menschen stellen. Wir sind gerufen, das Evangelium zu den Menschen bringen und nicht darauf zu warten, dass die Menschen in unsere Strukturen kommen.

Das ist auch das beste Mittel, um auf die immer noch viel zu hohe Zahl an Kircheng Austritten zu reagieren. Es ist erfreulich, dass die Zahl der Kircheng Austritte seit dem Anstieg in Folge des neuen Einzugsverfahrens für die Kirchenkapitalertragssteuer jetzt wieder zurückgegangen ist. Aber das nimmt nichts davon weg, dass jeder einzelne Fall schmerzlich ist.

Natürlich wird der stabile Zustand der Vergangenheit so nicht wiederkommen. Nach Jahrzehnten der Individualisierung sind Menschen heute eben nicht mehr aus Konvention in der Kirche oder aus Angst vor sozialen Sanktionen für den Fall des Austritts. Menschen sind heute aus Freiheit Mitglied der Kirche – und, auch wenn das die Freiheit zum Austritt beinhaltet, ist das gut so! Dass rund 45 Millionen Menschen in Deutschland heute aus Freiheit Mitglied einer der beiden großen Kirchen sind, ist auf diesem Hintergrund umso höher zu bewerten.

Aber wir dürfen die Augen nicht davor verschließen, dass die Anforderungen dafür, Menschen für unsere Kirche zu gewinnen oder sie in unserer Kirche zu halten, gestiegen sind. Deswegen ist es so wichtig, dass wir selbst ausstrahlen, wovon wir sprechen. Es geht hier nicht um Leistungsdruck. Denn wenn wir ernst nehmen, was Martin Luther mit der „Freiheit eines Christenmenschen“ gemeint hat, dann handeln wir aus der inneren Gewissheit, dass nicht das Erreichen einer bestimmten Taufquote oder günstige Mitgliedschaftsentwicklungen unser Dasein rechtfertigen, sondern wir allein gerechtfertigt sind aus dem Glauben an Christus. Ich bin davon überzeugt, dass wir genau mit dieser im Glauben gegründeten Freiheit und Gelassenheit auch die größte Ausstrahlungskraft entwickeln werden.

Wie können wir die Menschen erreichen in dem, was sie bewegt, was sie ängstigt, wovor sie sich fürchten, was sie ersehnen und erhoffen?

Diese Fragen sind für mich letztlich die tiefe Grundlage für die jetzt laufenden Reformprozesse. Mit Profil und Konzentration fragen wir danach, wie unsere Kirche konzentrierter das Evangelium leben und verkündigen kann. Vielleicht ist die mittelfristige Verknappung von Ressourcen durchaus auch eine Chance, unsere Kirche gründlich durchzulüften und sie noch konzentrierter und profilierter in den Dienst der zeitgemäßen Verkündigung zu stellen. Daher ist es wichtig, dass wir nicht nur Haushaltspläne durchforsten und nach Kürzungsmöglichkeiten suchen, sondern nach unserem Auftrag und unserer Berufung für die heutige Zeit fragen. Bis zur Synode in Coburg will die Begleitgruppe in diesem Sinne Vorschläge für Arbeitspakete vorlegen, die wir in den kirchenleitenden Organen gemeinsam beraten und auf den Weg

bringen wollen. Es geht hier, anknüpfend an die Themen der Tutzingener Tagung, wirklich um Kirchenentwicklung und nicht nur um Haushaltssanierung.

Ich finde es eine Riesenstärke, dass wir so vorgehen. Es sollen eben gerade nicht Giftlisten und Verlustängste den Reformprozess prägen, sondern gründliche theologisch verantwortete Überlegung. Wo wollen wir hin? Und was kann uns helfen dahin zu kommen?

Für die Frage, wie wir in einer zunehmend religionsdistanzierten Gesellschaft neue Ausstrahlungskraft gewinnen können, ist auch ein Thema von besonderer Bedeutung, auf das ich eigens eingehen möchte. Die Menschen verlieren zunehmend das Verständnis dafür, dass die christlichen Kirchen zwar alle von dem einen Herrn Jesus Christus sprechen, es aber nicht schaffen, diesen einen Herrn gemeinsam zu verkünden.

Ökumene

Und sie haben Paulus auf ihrer Seite. „Ist denn Christus zerteilt?“ fragt er angesichts der Spaltungen in der Gemeinde in Korinth (1. Kor 1,13). Die Frage des Paulus ist eine rhetorische Frage. Wir alle wissen, dass es nur den einen Herrn Jesus Christus gibt. Deswegen ist es nicht nur strategisch klug für unsere Kirchenentwicklung, wenn wir uns heute neu um Fortschritte in der Ökumene bemühen, sondern es ist eine theologische Notwendigkeit.

Niemand will und kann die Unterschiede zwischen der römisch-katholischen Kirche und den aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen wegwischen. Ein hierarchisch von oben über den Papst und die Bischöfe bis hin zum Priester gedachtes Amt steht einem Amtsverständnis gegenüber, das vom Priestertum aller Gläubigen und dem daraus sich ergebenden Synodalprinzip geprägt ist. Dem exklusiv männlich bestimmten Priestertum steht ein Pfarramt gegenüber, das Männern wie Frauen offen steht – allerdings – so muss man einschränkend sagen – auch in den lutherischen Kirchen erst seit relativ begrenzter Zeit und noch immer nicht überall auf der Welt. Dem Pflichtzölibat im Priesterberuf steht ein evangelisches Pfarrhaus gegenüber, das längst zu einer kulturprägenden Einrichtung geworden ist. Und ich könnte jetzt weitere Unterschiede zwischen römisch-katholischem und evangelischem Kirchenverständnis nennen.

Diese Unterschiede werden in absehbarer Zeit auch nicht verschwinden. Und sie müssen es auch nicht. Denn die Zielperspektive der Einheit der Kirchen ist nicht die Eingliederung in eine einheitliche Organisation. Sondern die Zielperspektive ist eine versöhnte Verschiedenheit, in der die Kirchen ihren jeweiligen Schatz an Traditionen pflegen und mit den anderen teilen und darin gerade in ihrer Unterschiedlichkeit Zeugnis von dem einen Herrn geben.

Denn die Taufe verbindet alle Gläubigen miteinander. Der Epheserbrief beschreibt es so: "ein Herr, ein Glaube, eine Taufe; ein Gott und Vater aller" (Eph 4,5). In der Magdeburger Taufklärung von 2007 heißt es:

„Als ein Zeichen der Einheit aller Christen verbindet die Taufe mit Jesus Christus, dem Fundament dieser Einheit. Trotz Unterschieden im Verständnis von Kirche besteht zwischen uns ein Grundeinverständnis über die Taufe. Deshalb erkennen wir jede nach dem Auftrag Jesu im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes mit der Zeichenhandlung des Untertauchens im Wasser bzw. des Übergießens mit Wasser vollzogene Taufe an und freuen uns über jeden Menschen, der getauft wird. Diese wechselseitige Anerkennung der Taufe ist Ausdruck des in Jesus Christus gründenden Bandes der Einheit.“

Hier wird ausdrücklich auf die zitierte Passage aus Epheser 4,4-6 hingewiesen. Unterschrieben ist die Erklärung neben zahlreichen anderen Kirchen auch von der Römisch-Katholischen und der Orthodoxen Kirche und der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Mit diesen ganzen Erfahrungen der geschwisterlichen ökumenischen Gemeinschaft in den Gemeinden vor Ort im Rücken, sind im Oktober Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der EKD zu einer ökumenischen Pilgerreise ins Heilige Land aufgebrochen. Ziel war es, zu neuen ökumenischen Schritten des Zusammenwachsens kommen, indem wir nicht nur Gespräche über theologische Streitfragen führten, sondern das taten, was in den Gemeinden seit vielen Jahren geschieht: ökumenische Gemeinschaft einfach leben. In den Gottesdiensten, die wir miteinander gefeiert haben, haben wir alle die Gegenwart Jesu Christi unter uns spüren können. Und wir haben – das war mindestens genauso wichtig – den Schmerz erlebt, den es bedeutet, wenn die einen aufstehen, um miteinander Abendmahl oder Eucharistie zu feiern und die anderen sitzenbleiben müssen. Der Ort hat ein Zusätzliches getan: In den geistlichen Impulsen an den Wirkungsstätten Jesu und der menschlichen Gemeinschaft hat uns der Heilige Geist tatsächlich zusammengeführt.

Und wir sind – das lässt sich vom Geistlichen nicht trennen – auch menschlich zusammen gewachsen. Dass diese vielfache Erfahrung der Menschen in unseren Gemeinden nun auch auf der kirchenleitenden Ebene in dieser Intensität möglich geworden ist, sollte in seiner Bedeutung nicht unterschätzt werden. Den Satz von Kardinal Marx: „Uns kriegt niemand mehr auseinander“ – kann ich nur dick unterstreichen. Auch wenn der Weg noch weit sein mag, bis diese Gemeinschaft auch endlich in der gemeinsamen Teilnahme am Mahl des Herrn seinen Ausdruck findet. Wie schnell die entsprechenden Schritte möglich werden, weiß niemand. Deutschland ist nicht die Weltkirche. Aber man sollte auch nicht unterschätzen, welche Bedeutung es hat, wenn die Kirchen in dem Ursprungsland der Reformation in dieser Weise neu zusammenfinden.

Die Predigt, die Papst Franziskus kurz nach unserer Pilgerreise bei dem ökumenischen Gottesdienst am Reformationstag in Lund gehalten hat, hat mich jedenfalls weiter ermutigt. „Man muss zugeben“, sagt der Papst, „dass unsere Spaltung von dem ursprünglichen Empfinden des Gottesvolkes, das sich von Natur aus nach Einheit sehnt, weggeführt hat und in der Geschichte mehr durch Vertreter weltlicher Macht aufrecht erhalten wurde, als durch den Willen des gläubigen Volkes...“ Papst Franziskus hat der pastoralen Dimension der Ökumene, also der seelsorgerliche Verantwortung gegenüber den Gläubigen und damit auch der gelebten Ökumene einen neuen Stellenwert gegeben, der mich hoffungsvoll stimmt. Nichts anderes schwebte mir vor, wenn ich in den letzten Jahren gelegentlich von der „Ökumene der Herzen“ gesprochen habe, die gegenüber der Lehrökumene zu ihrem Recht zu kommen hat. Wir dürfen uns – so der Papst in Lund – „nicht mit der Spaltung und der Entfremdung abfinden, die durch die Teilung unter uns hervorgerufen wurden. Wir haben die Gelegenheit, einen entscheidenden Moment unserer Geschichte wiedergutzumachen, indem wir Kontroversen und Missverständnisse überwinden, die oft verhindert haben, dass wir einander verstehen konnten.“ Ich kann diese Worte nur unterstreichen!

Ich bin jedenfalls froh, dass im Lichte der neuen Gemeinsamkeiten beim Begehen des Reformationsjubiläums die Debatte um die Frage, wer als Kirche im eigentlichen Sinne gemeint sein könnte, ganz offensichtlich hinter uns liegt. Wir haben gemeinsam verstanden, dass Kirche nur dann Kirche im eigentlichen Sinne sein kann, wenn sie ganz auf Christus bezogen ist. Deswegen freue ich mich auf das Jubiläums- und Gedenkjahr als großes Christusfest in ökumenischem Geist. Es hat am 31. Oktober kraftvoll begonnen. Und wir werden tun, was wir können, dass durch diese neue Einheit im Geist viele Menschen neugierig werden auf die starke Botschaft des Evangeliums.

Barmer Theologische Erklärung und Kirchenverfassung

Bei der Frühjahrstagung 2017 in Coburg, werden Sie, liebe Synodale, Gelegenheit haben, darüber abzustimmen, ob der Grundartikel unserer Kirchenverfassung um einen Bezug zur Barmer Theologischen Erklärung ergänzt werden soll. Ich finde, das Jahr des Reformationsjubiläums ist der ideale Zeitpunkt für eine solche Ergänzung. Denn wir wollen das Reformationsjubiläum ja als ein großes Christusfest feiern. Für Martin Luther war das Evangelium Jesu Christi die Mitte und das Kraftzentrum der Heiligen Schrift. Ganz im Sinne der Reformatoren hat die Barmer Theologische Erklärung Jesus Christus 1934 wieder neu ins Zentrum kirchlichen Denkens, Glaubens und Handelns gestellt. Am vergangenen Freitag war der 50. Todestag von Thomas Breit, der als bayerischer Oberkirchenrat die Barmer Erklärung mit verfasst hat. Für unsere Kirche habe ich an diesem Tag an seinem Grab in Augsburg einen Kranz niedergelegt. Im „Gemischten Ausschuss Barmen“ denken wir schon länger über den möglichen Wortlaut einer Verfassungsergänzung nach. Wir haben auch die Kirchengemeinden, die Dienste und Einrichtungen unserer Landeskirche und die theologischen Fakultäten gebeten, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie aktuell die Barmer Theologische Erklärung heute ist und welches Zukunftspotenzial ihr innewohnt. Die Rückmeldungen zu unserem Prozess der Vergegenwärtigung der Barmer Erklärung waren sehr ermutigend und erfreulich. Die große Mehrheit derer, die uns geschrieben haben, ist davon überzeugt, dass die Barmer Erklärung für unsere Kirche einen wichtigen, ja notwendigen Stein des Anstoßes darstellt. Viele wünschen sich auch heute eine Kirche, die Profil zeigt und sich klar positioniert. Es gab auch ein paar kritische Stimmen. Die Stellungnahmen der Augustana Hochschule Neuendettelsau und der LMU München zeigten sich skeptisch, ob Barmen der geeignete Text sei, um den Herausforderungen unserer Zeit zu begegnen.

Am Samstag, 8. Oktober 2016, haben wir die Fakultätsvertreter und den Vertreter der Konferenz der an der Lehrer- und Lehrerinnenausbildung beteiligten Theologen und Theologinnen in den Gemischten Ausschuss eingeladen, um mit ihnen über ihre Stellungnahmen zum Vorhaben der Ergänzung der Kirchenverfassung ins Gespräch zu kommen. Dieses Gespräch war sehr anregend. Es führte dazu, dass die Mitglieder des Gemischten Ausschusses den bisherigen Ergänzungsvorschlag des Grundartikels unserer Kirchenverfassung nochmals überdachten. In der Diskussion zeigte sich, dass die bis dahin favorisierte Formulierung, dass das evangelisch-lutherische Bekenntnis in Barmen aufs Neue bekannt worden sei, missverständlich ist, weil es Barmen historisch unzutreffend lutherisch zu vereinnahmen droht. Auch im Grundartikel der Verfassung der Nordkirche, von dem wir uns haben inspirieren lassen, wird in der Tat nicht das evangelisch-lutherische Bekenntnis, sondern das Evangelium Jesu Christi in Barmen aufs Neue bekannt.

Wir haben unseren ursprünglichen Formulierungsvorschlag der Ergänzung des Grundartikels unserer Kirchenverfassung daraufhin etwas modifiziert. Er lautet nun:

„Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern ... hält sich in Lehre und Leben an das evangelisch-lutherische Bekenntnis, wie es insbesondere in der Augsburgischen Konfession von 1530 und im Kleinen Katechismus Martin Luthers ausgesprochen worden ist. Damit bezeugt sie die Rechtfertigung des sündigen Menschen durch den Glauben um Christi willen als die Mitte des Evangeliums. In der Barmer den Theologischen Erklärung von 1934 weiß sie die befreiende und verbindliche Kraft des Evangeliums Jesu Christi aufs Neue bekannt. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern steht mit der ganzen Christenheit unter dem Auftrag, Gottes Heil in Jesus Christus in der Welt zu bezeugen. Diesem Auftrag haben auch ihr Recht und ihre Ordnungen zu dienen.“

Aber möglicherweise ist auch das noch nicht der endgültige Formulierungsvorschlag. Am Donnerstagmorgen wird der Gemischte Ausschuss nochmals zusammenkommen, um

weiterzudenken. Ich bin sehr gespannt, welche Worte wir finden, um die Bedeutung der Barmer Theologischen Erklärung für unsere Kirche zu unterstreichen. Der Gemischte Ausschuss würde sich jedenfalls sehr freuen, wenn die Synode im Frühjahr einer Verankerung der Barmer Erklärung im Grundartikel unserer Kirchenverfassung zustimmen könnte.

Glaube, Hoffnung, Liebe

Liebe Schwestern und Brüder,

Glaube, Hoffnung, Liebe, das sind die drei, die uns nach Paulus als Gemeinschaft kennzeichnen. Der Glaube macht uns innerlich frei, um mutig und gelassen durchs Leben gehen zu können. Aus dem Glauben kommt die Liebe, die unser Herz so erfüllt, dass sie – wie Luther sagt – überfließt zum Nächsten. Und in alledem dürfen wir aus der Hoffnung leben, weil wir wissen, dass diese Welt mit allen ihren Abgründen am Ende in Gottes Hand ist und bleibt.

Dietrich Bonhoeffer hat recht: „Wenn schon die Illusionen bei den Menschen eine so große Macht haben, dass sie das Leben in Gang halten können – wie groß ist dann erst die Macht, die eine begründete Hoffnung hat? Deshalb ist es keine Schande zu hoffen, grenzenlos zu hoffen!“

Ja, wir gehen mit grenzenloser Hoffnung in diese Synode und ins nächste Jahr! Wir mögen nicht die besten Botschafter des Evangeliums sein. Aber die Botschaft, die wir weitergeben dürfen, ist so stark, dass sie ins Ziel kommen wird!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.